

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Südkurier. 1945-1954 1951

6 (24.3.1951) Oberländer Chronik

serer Heimat dorthin führen zum Passionsspiel. Die Verbindung bestand und besteht auch heute darin, daß der Komponist der Passionsmusik, Karl Schaubert, seit Jahren in Donaueschingen seine Wahlheimat gefunden hat und mit weiten Kreisen der Bevölkerung bekannt geworden ist. Ihm verdankte man es auch, daß bei einem Konzert im Frühjahr 1949 das Speyerer Sinfonie-Orchester wesentliche Teile seiner Passionsmusik in der Donaueschinger Festhalle hören ließ. Um so verständlicher, daß unter all diesen Umständen der vor kurzem in Baden-Baden uraufgeführte Passionsspielfilm sehr schnell auch nach Donaueschingen gekommen ist, wo er in den letzten Tagen neben den allgemeinen Vorstellungen vor den Schülern der Stadt und der Nachbarorte aufgeführt wurde.

Es ist das Oetigheimer Passionsspiel, filmisch behandelt. Zusammengefaßt mit bedachtsamer Textformung, die bei aller Zeitlosigkeit des Passionswortes so außerordentlich gegenwartsnah und bedeutsam mahnend klingt. Das Spielgeschehen im Film ist das gleiche wie auf der Bühne in Oetigheim. Es wurde ja auch dort aufgenommen. Aber Sepp Allgaier, der die Kamera führte, hat mit der Routine des viel erfahrenen Operateurs zu der Bühnenhandlung eine Komposition des bildlichen Ausdrucks geschaffen, und vor allem mit Lichteffekten dem Fluß der Handlung gute Akzente gegeben.

Dazu Karl Schauberts Musik. Sie ist verwachsen mit dem innersten Wesen des Oetigheimer Volksschauspiels auf Grund der jahrelangen Zusammenarbeit des früher dort ansässigen Komponisten mit dem Ort und seinen Laienspielern. Die Musik steigert sich in dramatischer Entwicklung zu Ausdrücken geballten Schmerzes und findet den lösenden Weg in edle Klage. Im Auferstehungsthema erreicht sie einen abschließenden Höhepunkt von linearer Klarheit. Es finden sich in ihr die eigenwilligen Akzente einer musikalischen Aussage, die sich selbst ihren Weg sucht, und es gibt dabei so manchen glücklichen Einfall, den der Komponist in seiner persönlichen Art zu verwerten weiß, wie die moderne Verarbeitung des *ecce lignum*-Themas aus dem gregorianischen Choral und den jüdischen Ritualgesang im Tempel. L. Noll

Alles will sie mit Farben beleben

Auf der erwachenden Flur duldet die Sonne kein Weißes, „keinen Schnee mehr“. Spärlisches Gras sproßt, zartes Grün überzieht die Hügel, Hänge und Flächen. Am Waldrand recken sich die Knospen, und die Bächlein fließen munterer. Dies ist die österliche Vorfühlungszeit, der Auferstehungstag der christlichen Ueberlieferung.

Bunte Ostereier sollen die noch fehlenden Blumen ersetzen. Blaue, gelbe und rote Bändchen bindet die Bauersfrau um die weißen Eier und kocht sie in der Zwiebelchalenbrühe braun. Hält doch das äußerlich leblos erscheinende Ei in sich verborgen ein Lebewesen, einen Lebenskeim, eine besondere Lebenskraft, die auf den übergeht, der das Ei ißt. Also schenkt man sich Eier und ißt sie, um damit Segen für das ganze Jahr zu haben.

Dieses Eierlesen ist nun mit manchem Brauch verbunden. In bestimmter Zahl werden die Eier auf einer abgegrenzten Fläche im Gras und unter Büschen versteckt. Burschen oder Mädchen sollen sie dann suchen und zusammentragen, während ein Bursche oder ein Mädchen nach einem benachbarten Ort laufen muß. Bringt der Läufer, oder bringt die Läuferin von dort als Beweis die Fahne oder einen Zweig mit zurück, bevor alle Eier zusammengetragen sind, so hat der Läufer bzw. die Läuferin, gewonnen; sind aber die Eierleser zuerst fertig, so sind sie Sieger, worauf man die Eier gemeinsam im Wirtshaus verzehrt. ow

Ostergesang in Meßkirch

In der anekdotenreichen Zimmern'schen Chronik, einer Fundgrube für Studien über das kulturelle Leben im 16. Jahrhundert, wird erzählt, es habe in Meßkirch ein eigenwilliger und streitsüchtiger Mann, Paul Hebenstreit, gelebt, der „ob seiner seltsamen Weise ganz berühmt“ gewesen sei.

„Einmal in der Fasnacht“, so liest man in dem unterhaltsamen Buche, „ist der Paul Hebenstreit mit etlichen Gesellen, Paul Bader, Peter Schneider und anderen in das Haus des alten Jakob Renninsfels gekommen. Weil aber jeder wußte, daß Paul Hebenstreit ein besonders böses und ungezähmtes Weib hatte, warfen sie beim Zechen die Frage auf, wer das gehorsamste und folgsamste Weib hätte.

Das war alles auf den Hebenstreit gemünzt. Der hat sich bei dieser Frage sehr der Gutwilligkeit seiner Hausfrau gerühmt. Darauf wettete die ganze Gesellschaft, wer verliere, müsse die Zeche bezahlen. Also schickte der Hebenstreit einen Knaben zu seinem Weibe und beehrte, sie solle ihm einen Zipfel von ihrem Bett schicken. Das Weib willfahrte zwar ungern. Jedoch nahm sie den Schaden in Kauf, schnitt ihrem Hauswirt einen Zipfel vom Bett ab und sandte ihm den. So hatte der Hebenstreit, entgegen der Hoffnung seiner Gesellen, die Wette redlich gewonnen. Das blieb so bis zum nächsten Osterfest.

Nun war aber in Meßkirch der Brauch, daß der Pfarrer am Ostertag nach der Predigt einen guten, lächerlichen Schwank erzählte. Da hat nun Herr Adrian Dornfogel nach der Predigt die Geschichte von Paul Hebenstreit und seiner Frau vorgenommen und gesagt, wie gehorsam und folgsam sie ihm sei. Weshalb er mit Recht vor andern als Meister in seinem Haus sollte gerühmt werden, was zu Meßkirch selten und ungewöhnlich sei, und darum solle er den christlichen, herrlichen Lobgesang, Christ ist erstanden ... vor den andern zu singen anfangen. Das hat den eigenwilligen Mann so sehr verdrossen, daß er in der Kirche laut zu fluchen anfang, er wünsche, daß der Pfarrer alle Plagen hätte; ihm zu Ge-

fallen zu singen, flehe ihm gar nicht ein. Damit ist er aus der Kirche gegangen, und jedermann hat gelacht. Unter den Männern wollte niemand das Lied anstimmen. Hierauf sagte Herr Adrian, der Pfarrer: „Ist das nicht zum Erbarmen? Ich habe den Männern als dem edleren und würdigeren Geschöpf am heutigen Tag mit Recht die Ehre zuerkennen wollen, daß sie Meister im Haus seien, und keiner, auch der nicht, der sich dessen in Wahrheit rühmen könnte, hat das Lob annehmen wollen. Aber einer muß die Meisterschaft im Haus haben; wenn es nun einer unter den ehrbaren Frauen dünkt, sie sei Meister im Haus, so möge sie den herrlichen Lobgesang mit Freuden anstimmen.“ Der Pfarrer konnte das Wort nit ausreden, keine unter den Weibern wollte die Letzte sein mit Singen, über die hundert fingen zu singen an. Hernach entstand wegen dieses Singens ein solches Gespött unter der Bürgerschaft, daß man viel Böses befürchten mußte, darum verbot Herr Gottfried Werner (Graf von Zimmern) ernstlich, solche Schwänke auf der Kanzel zu treiben, was auch bis auf unsere Zeit gehalten wird.“

Das ist die Geschichte vom Ostergesang in Meßkirch, der ein Hauch anhaftet, von der volkstümlichen Atmosphäre, die in den früheren Jahrhunderten und besonders im sechzehnten das bürgerliche Leben der Städte beherrschte. B. M.

Das Hasjagen

Wenn vom Hasjagen die Rede ist, so denkt man daran, daß Kindern, kleinen und größeren und ganz großen, gefärbte Eier, Zuckerhasen oder solche aus Schokolade, oder was immer sonst an österlichen Spenden im Garten zum Suchen versteckt werden. Im vorderen Kinzigtal und vor allem in Bernersbach, unweit des ehemaligen Reichsstädtchens Gengenbach hat das Hasjagen aber seine besondere Bedeutung. Es beginnt erst am Ostermontag. Da wird auf einem Hof die gesamte Verwandtschaft im Umkreis von zwei bis drei Stunden, alt und jung, zum „Hasjagen“ eingeladen. Gejagt wird auf dampfende Schüsseln und einen guten Trunk. Man tischt auf wie an einer Hochzeit oder bei einer Kindtaufe. Nudelsuppe, Ochsenfleisch mit Beilagen und auch ein saftiger Schinken dürfen nicht fehlen. Der berühmte Bernersbacher Weißherbst sorgt dafür, daß niemand Durst zu leiden braucht. Ist die Tafel aufgehoben, so werden die Kinder mit Brezeln und mit gefärbten Eiern beschenkt. Meist wird es frühe Nacht, bis die Gäste sich auf den Heimweg machen. Damit ist aber nur sozusagen der erste Akt des Hasjagens vor sich gegangen. Am nächsten Sonntag trifft sich die Verwandtschaft auf einem andern Hof. Und wieder werden alle Register freundlicher und reichhaltiger Bewirtung gezogen. Ist es ein weiter Kreis der einander verwandtschaftlich Verbundenen, so kann es vorkommen, daß das Hasjagen sich bis Pfingsten hinzieht...

Wenigstens war das so und ist wohl auch noch, wensschon nicht im gleichen Ausmaß wie früher, ein beliebter Brauch, einer der nahrhaftesten und genußreichsten aller Volksbräuche unter alemannischen Sternen. L. R.

Das Zürcher Frauenmünster eine karolingische Anlage?

Die Urkunden bezeugen, daß Ludwig d. D. 853 in Zürich für seine Töchter Hildegard und Bertha ein Monasterium gestiftet und sein Sohn Karl III. 874 für dieses Kloster eine große Kirche errichtet hat. Seit dem 16. Jahrhundert suchte die Zürcher Lokalggeschichte dieses karolingische Kloster auf dem linken Limmatufer am Standort des heutigen Fraumünsters. Und so hat auch die baugeschichtliche Forschung, nachdem hier 1901 und 1911/12 bei Grabungen altes Mauerwerk aufgedeckt wurde, diese Reste ohne Zögern mit der karolingischen Kirchenanlage identifiziert. Die von Prof. Zemp vorgelegte Rekonstruktion galt daher bis heute als das Musterbeispiel einer in den Fundamenten noch heute nachweisbaren großen Kreuzbasilika der Karolingerzeit.

Nun hat aber Dr. Ing. K. Hecht, Dozent für Baugeschichte an der T.H. Stuttgart, in seiner Antrittsvorlesung den überraschenden Nachweis erbracht, daß diese angebliche Kirche Ludwigs d. D. bzw. Karls III. in Wirklichkeit von der mit den Staufern verwandten Abtissin Mechthild von Tirol um die Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet wurde, daß also das karolingische Frauenkloster ursprünglich auf dem rechtsufrigen Großmünsterhügel gestanden und erst damals an den heutigen Standort verlegt worden ist. Hecht erläuterte seine an Ort und Stelle durchgeführten Untersuchungen, wobei er die speziellen Probleme — dafür war ihm das zahlreiche Publikum besonders dankbar — aus dem Gesichtswinkel der allgemeinen Bauentwicklung einer überzeugenden Lösung zuführte. Hechts Ergebnisse stützen und ergänzen die neuerdings von dem Historiker Dr. Egloff-Zürich auf dem Weg einer kritischen Untersuchung der ältesten Zürcher Geschichtsquellen gewonnenen Erkenntnisse, die vor allem in den wissenschaftlichen Kreisen Zürichs großes Aufsehen gemacht haben. Dr. R.

Alemannengräber in Trossingen entdeckt

Im Fabrikgelände der Harmonikafabrik Matth. Hohner AG., Trossingen, wurden bei Grabarbeiten am 16. März zwei Alemannengräber aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. entdeckt. Wie Konservator Dr. Ströbel feststellte, handelt es sich dabei um die Ruhestätte eines Mannes und eines ungefähr 12jährigen Mädchens. Knochenreste waren nicht in den Gräbern, dagegen ein noch gut erhaltener Holzarg und ein Totenbrett. Ferner fand man eine Pinzette, ein Feuerzeug und eine Gürtelschnalle, die dem Manne beigegeben waren, sowie eine Halskette aus Glasperlen, als Schmuckstück des Mädchens.

Oberländer Chronik
Redaktion: Dr. Walter Manggold

Oberländer Chronik

Heimatblätter des Südkurier

Nr. 6 / 24. März 1951

Die Pfarrkirche und der Oelberg zu Hochsal

Ein Kapitel heimatlicher Baugeschichte von Dr. Jakob Ebner

Ueber die Baugeschichte der kirchlichen Gebäude der Pfarrei Hochsal auf den Ausläufern des Hotzenwaldes am Hochrhein sind nur wenige Nachrichten auf uns gekommen. Die Akten sind spärlich, obgleich das Kloster Säckingen das Patronat hatte. Der Kirchturm, „Hochsaler Hotz“ genannt, trägt keine Jahreszahl. Er ist vierstöckig und schließt mit einem Satteldach. Nach einer alten Meinung soll dieser Turm auf den Fundamenten eines Beobachtungsturmes der Römer errichtet worden sein. Die Lage des Turmes könnte eine solche Vermerkung schon rechtfertigen: von den Vorbergen des Hotzenwaldes aus beherrscht man weithin den Hochrhein von Rheinfelden bis Säckingen und auf eine lange Strecke hin bietet sich von hier aus Sicht auf die alte Römerstraße Basel, Kaiseraugst, Stein, Fricktal, Brugg, Windisch, Zürich. Der Gedanke liegt also nahe, daß hier einmal eine befestigte römische Vorwache zur Beobachtung des Flußtales gelegen hat.

Der Turm der Pfarrkirche von Hochsal bildet ein Quadrat von 6,80 m Breite und steigt auf 38 m in die Höhe. Er hat in seinem unteren Teil romanische, im mittleren und oberen frühgotische Formen. In seinem vierten Geschoß hat er große, gerippte Fenster ohne Maßwerk. Die hochgotischen Fensterverkleidungen sind später eingesetzt worden. In dem unteren Stockwerk ist der Chor eingebaut. Der Turm hat keinen eigentlichen Eingang und kann nur durch eine äußere Treppe oberhalb der Sakristei betreten werden. Am Turm sind im 16. Jahrhundert, besonders an der Bedachung, Veränderungen vorgenommen worden. In dem eigenen Giebelstuhl ist die Jahreszahl 1539 eingemeißelt. Es scheint, daß in dieser Zeit, wie in Birsdorf und Görwil, im Innern und Außen der Kirche restauriert wurde.

Das Langhaus ist dreischiffig, die fünf spitzbogigen Arkaden (Bogenreihe auf Pfeilern) des Mittelschiffes ruhen auf kurzen Rundpfeilern (Säulen), deren Basen (Füße) in der Erde stecken. Diese Basen haben romanische Formen, soweit sie nicht angeschlagen sind. Das Mittelschiff ist gewölbt und die Nebenschiffe sind flach. Die Zeit der Erbauung der Kirche kann urkundlich nicht festgestellt werden. Doch die Jahreszahl 1088, die auch Hugo Schnars angibt, war von jeher oben am Schwibbogen, wo sie bei der neuesten Restauration wieder aufgemalt wurde. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir den Bau der ersten Steinkirche durch die Hirsauer um diese Zeit ansetzen. Bei der Restauration des Turmes, zu Anfang des 20. Jahrhunderts, wurden Reste der ältesten Kirche an der Giebelwand des Chores gefunden (westliche Seite des Turmes). Aus diesen Resten kann man schließen, daß das Langhaus der Kirche bedeutend niedriger war als jetzt. Die Kirchenfenster sind frühgotisch. Sie stammen wohl aus der Zeit um 1250, in der die Freiherren von Tiefenstein in ihrer Hochblüte waren. Unter Pfarrer Simon Kessler, Kanonikus in Säckingen, wurde die Kirche barockisiert und mit kunstvollen Stukkaturen versehen. Kessler war Pfarrer von Hochsal von 1770—1779. Die Seelsorge übernahm er in Hochsal nicht, sondern ließ die Pfarrei durch Kaplan Johann Nepomuk Mistler versehen. Aus den Ueberresten der Pfarrei ließ Kessler, der ein erfahrener Bauherr und Kunstkennner war, das Hochsaler Pfarrhaus neu bauen und die

Kirche erweitern und restaurieren. Seinem Nachfolger hinterließ er noch eine Restbausumme von 6000 Gulden.

Von der Innenausstattung der Kirche interessiert uns hier der Muttergottesaltauraufsatz, aus Stein gemeißelt. Es ist dargestellt das Sterben Mariä, mit einigen Aposteln. Sehr wahrscheinlich stammt dieses steinerne Altarbild von dem gleichen Meister wie das St.-Anna-Bild in der Oelbergkapelle. Unter der Sterbedarstellung ist das Bild des Jesse, des Stammvaters Davids eingemeißelt, ganz ähnlich wie in der Skulptur des Oelbergs. Aus Jesse entspringt ein Kranz von Königen aus der Stammtafel des Messias. Oben im Zwickel ist Gott Vater mit der Seele der Mutter Gottes, als Kind dargestellt, und das Ganze krönt das Bild Mariä Himmelfahrt. Derartige Altaraufsätze aus Stein sind selten. Das Hochsaler Werk ist die tüchtige Leistung eines Steinmetzmeisters aus der Mitte des ausgehenden 15. Jahrhunderts.

Auf der rechten Seite des Chors ist ein altes Sakramentshäuschen. Es ist geziert mit einem Wappen (Stifterwappen), zwei Figuren (die beiden Kirchenpatrone St. Pelagius und St. Oswald (Nebenpatron) und einem Veronikabild.

Außerhalb der Pfarrkirche steht die St.-Anna- oder Oelbergkapelle. Im Jahre 1336 stiftete Jakob de Lapide, damals Pfarrer in Hochsal, die Kaplanei zu Ehren der Gottesmutter und der hl. Anna. Es ist wahrscheinlich, daß dort, wo jetzt der Oelberg steht, die Klausur der seligen Mechthildis war. Zu einem Altar in diesem Raum, wo später der Oelberg aus Stein errichtet wurde, machte der erste uns namentlich bekannte Hochsaler Pfarrer Jakob von Stein eine Stiftung als Kaplaneipfründe.

Nach seiner ganzen Anlage ist der Hochsaler Oelberg ein Kenotaphion (griechisch = leeres Grab), eine symbolische Ruhestätte für einen Verstorbenen, dessen irdische Ueberreste nicht in heimischer Erde bestattet werden konnten. Der aus porösem, weißem Sandstein bestehende Oelberg zu Hochsal ist sicher an Ort und Stelle bearbeitet worden, sehr wahrscheinlich von einem einheimischen Meister. Das Ganze ist überragt von einem lebensgroßen betenden Christus am Oelberg. Die eingehauene Gruft, die das Grab der Fernbeerdigten darstellen soll, ist mit einem Deckel verschlossen. Der Geländesockel, der den Oelberg abschließt, enthält allerlei Figuren, die an den Tod erinnern. Die schlafenden Apostel sind hinter einem Flechtzaun. Auf dem Erker ist die Originalzahl 1577 eingemeißelt. Der Oelberg zeigt auf der Rückseite des Erkers die von einer Kanone und einem Mörser begleitete Inschrift: MICHEL LÄBEN de Rüßwil, 1577. Das Ehrengrab wäre demnach erbaut für einen Michel Läben oder Läber von Rüßwil, der vielleicht in den Burgunderkriegen oder auch später gefallen ist. Die Umrahmung mit Kanone und Mörsen, wie auf dem Denkmal des Pfarrers Johann Kaspar Albrecht in der Kirche zu Luttingen, beweist, daß mit dem Namen nicht der Steinmetzmeister gemeint ist.

Unter der spätgotischen Skulptur mit Jesse, dem Stammbaum, Anna selbdritt, Joachim und der Stifterfigur (Rosenkranz) ist der sogenannte Oelbergaltar. Pfarrverweser Josef Moser ließ 1892 den auffällig gewordenen Altarstein in der Oelbergkapelle öffnen. Er berichtete darüber am 5. Juli 1892 an das Ordinariat: „Der Altar



ANNA SELBDRITT ÜBER DEM ÖLBERGALTAR IN HOCHSAL
Zeichnung: Hans Sauerbruch

Im Oelberg wurde von mir untersucht. Es stellte sich heraus, daß derselbe nach der Jahreszahl des Sigillums anno 1495 consecrirt wurde. Auf dem Siegel war außerhalb der Jahreszahl der Name des Konstanzer Weihbischöfs Daniel aufgedrückt. Eine Urkunde war nicht vorhanden.“

Diese Selbdrift-Steinskulptur und der Altar sind die ältesten Teile der Kapelle. Für diesen Altar stiftete Jakob von Stein die Kaplanei. Ueber den Oelberg schreibt Pfarrer Josef Amann († 8.5. 1947): Am Altare des Oelbergs wird, wenn es verlangt wird, die hl. Messe gelesen, und daran anschließend die Lauretanische Litanei gebetet. Der Besuch des Oelberges ist ein nicht unwirksames Förderungsmittel des religiösen Lebens bei alt und jung. Die Verehrung des Volkes für dieses Heiligtum zeigt sich besonders in den Stiftungen für den Oelberg.

Das gotische Türmchen, das die Jahreszahl 1491 trägt (renoviert 1892), also vor dem Oelberg erbaut wurde, ist ein Armenseelentürmchen, ein Standleuchter für die Kerzen, die geopfert wurden und hier abbrannten.

Altar- und Kaplaneistiftung zu Ehren der hl. Annaseldritt scheint Jakob von Stein, der Säckingische Kanoniker, gemacht zu haben zum Gedächtnis an die beiden Aebtissinnen Anna von Pfirt (1256—1276) und Anna von Wessenberg (1277—1300). Jakob von Lapide hat diese beiden Aebtissinnen aus der Zeit des Grafen und Königs Rudolf von Habsburg persönlich gekannt und wird ihnen wohl zu Dank verpflichtet gewesen sein.

Zur Zeit als die Erneuerung des Altares, die Stiftung des Armenseelentürmchens und wohl auch das Steinbild der hl. Annaseldritt in der Oelbergkapelle zu Hochsal stattfand, war Pfarrer

in Hochsal Felix Salzmann. Er wird 1463, 1476 und 1486 genannt. Vorher war er Kanonikus der Kirche des hl. Mauritius in Zovingen. Auf ihn folgt als Pfarrer von Hochsal Petrus Fridberg. Er war vorher Kaplan des Altares des hl. Blasius der Hauptkirche (ecclesia maior) in Konstanz. Er wechselt mit Felix Salzmann am 26. April 1486. Beide zahlen 1 Pfund Denare an den Altar der Mutter Gottes zu Hochsal. Petrus Fridberg war Dekan des Kapitels Waldshut. Petrus Kirchberger, der 1500 als Pfarrer von Hochsal genannt wird, war Dekan des Kapitels Waldshut. Er machte eine Jahrtagsstiftung nach Waldshut. Zur Zeit der Erbauung des steinernen Oelbergs war Pfarrer in Hochsal Lienhart Bilmann. Er wird genannt 1575 und 1590. Er schreibt am 23. April 1590 an den Säckingischen Schaffner Uly Meyer zum Neujahr: „Ich wünsche Euch, Euer Hausfrauen, Kindern und Ehehalten (Gesinde) und uns allen ein glücklichst seligs Jahr von Gott, unserm Herrn, der da ist der Vater aller Barmherzigkeit und Trostes. Amen“. Er nennt den Schaffner Freund und Landsmann. Bilmann war Dekan des Kapitels Waldshut.

1484—1508 war Elisabeth von Falkenstein Aebtissin in Säckingen und 1571—1600 Agatha Heggenzerin von Wasserstulz. 1491—1519 war Blasius I. Abt zu St. Blasien, 1571—1596 Kaspar II. (Thoma von Mühlheim an der Donau). Hans Christoph von Heideck, österreichischer Rat, war zur Zeit der Errichtung des Oelbergs Waldvogt und Schultheiß zu Waldshut († 1587). Der Sandstein des Oelbergs weist auf Rorschach. Das Rohmaterial wurde auf der Achse nach Hochsal gebracht und hier an Ort und Stelle von dem unbekannten Meister bearbeitet.

Passions- und Mysteriespiele zu Biberach

Vom Mittelalter bis zu Christoph Martin Wieland

So wir heute etwas von Passionsspielen hören, eilen unsere Gedanken wohl zunächst einmal nach Oberamergau. Nun dürfen wir aber nicht vergessen, daß die Oberamergauer Festspiele einerseits die jüngsten (erst seit 1634) im süddeutschen Raume sind und andererseits sich vollkommen von ihrer einstigen Eigenschaft als Osterbrauchtum losgelöst haben.

Andere Gemeinden, — vor allem im alemannischen Sprachbereich, — hatten schon viel früher Oster- und hernach Passionsspiele zur Aufführung gebracht. Auch diese hatten sich zunächst aus einer künstlerisch ausgestalteten Osterliturgie entwickelt und anfangs wohl nur eine dramatische und musikalisch umrahmte Verlesung der Passionslegende dargestellt. In den ersten Jahrhunderten unseres Jahrtausends war ihre Sprache noch die Lateinische und ihre Spieler ausschließlich Geistliche gewesen. Um das Jahr 1260 hören wir erstmals von einem Osterspiel in deutscher Sprache aus Muri im Kanton Aargau und erst im 14. Jahrhundert von einem eigentlichen Passionspiel in unserer Muttersprache aus St. Gallen.

Der Erforscher und Darsteller der Biberacher Theatergeschichte, F. L. Offerdinger, teilt uns von dieser oberschwäbischen freien Reichsstadt mit, daß von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1788 auf dem Biberacher Marktplatz Passionsspiele aufgeführt worden sind. Holzgeschnitzte Palmesel, Oelberge, Holzmasken und andere Ausstattungsgegenstände dieser Spiele können uns in verschiedenen alemannischen Kirchen und Museen heute noch ein Bild davon übermitteln, mit welcher Liebe und welchem künstlerischen und phantasiereichen Einfühlungsvermögen in die Passions- und Osterepisteln der Heiligen Schrift sich Volk und Geistlichkeit damals der Ausgestaltung der Spiele angenommen hatten. Um die Fastenzeit setzte damals ein wetteiferndes Rüsten, Schneidern und Rollendeklamieren in Kloster, Bürgerhaus und Handwerkerstube ein. Oftmals war sogar große Gefahr vorhanden, daß sich die Spielfreude vom heiligen Gegenstand emanzipierte. Es waren vor allem die Juden —, Teufels- und Händlerszenen, welche allerlei Möglichkeiten zu komischen Glossen, — auch auf Mitbürger, — und für satirisch-humoristische Stegreifeinlagen boten. So mußte auch in Biberach bis ins 19. Jahrhundert hinein wiederholt durch die verantwortlichen Leiter der Spiele und die Geistlichkeit vor allzu großen Entgleisungen in dieser Hinsicht gewarnt und dieselben sogar mit Bußen bedroht werden. Denn der eigentliche Sinn und Zweck der Spiele war doch gewesen, dem Volk die Leidensgeschichte und das Erlösungswerk Christi möglichst anschaulich und damit eindringlich vor Augen zu führen.

Doch die Spiele erregten nicht nur das Mitgefühl mit dem Leiden des Erlösers, sondern weckten selbst auch wieder die Lust und Freude am Teaterspielen und kunsthandwerklichen Schaffen. Man wollte gar bald noch öfters des Jahres und nicht nur zur Osterzeit „schauspielen“. Hierzu boten in den folgenden Zeiten dann die Mysteryspiele reichlich Gelegenheit. Wollen wir uns einmal in den Annalen des Biberacher Theaterwesens erkundigen, was in dieser Hinsicht etwa zur Aufführung gebracht worden war! Wir finden da zum Beispiel das Drama „Die Märterin Dorothea“ und „Stephanie Steinigung und Pauli Bekehrung“ oder den alttestamentlichen Stoff „Der verfolgte und von Gott beschützte David“.

Nach der Reformation hörten in den meisten evangelischen Gemeinden diese Spiele ganz auf. Anders in unserer kleinen Riß- Stadt. Sie wurde fortan paritätisch regiert und verwaltet, beide Bekenntnisse lebten ziemlich friedlich gemeinsam in ihren Mauern und benutzten auch ein- und dieselbe Kirche. So blieb das Passions- und Mysteryspiel zu Biberach bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Brauch. Nur spielten die katholischen Bürger weiterhin das Passionsspiel, während die evangelischen das Mysteryspiel pflegten.

Allmählich wollte man aber auch andere weltliche Schauspiele zur Aufführung bringen. Zu diesem Zwecke wurde im Jahr 1686 von achtzehn Bürgern beider Konfessionen die „bürgerliche Komödiantengesellschaft“ gegründet. Ihr erster Direktor war der Biberacher Apotheker und Senator G. Ludwig Rauch gewesen, dessen Urenkel der berühmte C. M. Wieland werden sollte. Die Statuten der Vereinigung bringen erneut den erzieherisch-moralischen Zweck der Aufführungen zum Ausdruck, denn sie sollen dienen: „zur Ausübung guter Sitten und Tugenden, auch der Jugend, sowohl deren Erlernung, als höflich, Bescheidenheitlicher, Beherrzter Red-Art Angewöhnung, unterschiedlich so Redlich- und Ehrbarkeit usw.“ wie es wörtlich darinnen heißt. Daneben kommt aber auch zum Ausdruck, daß neben den religiösen Stoffen nun auch „Comoe- und Tragoedien“ gespielt werden sollten. Obwohl sich nach einiger Zeit die katholischen Bürger zu einer eigenen Gesellschaft, — nicht zuletzt um der Pflege der Passionsspiele willen, — zusammenschlossen und die alte Gesellschaft den Namen „evangelische bürgerliche Komödiantengesellschaft“ annahm, blieb das Einvernehmen der beiden Vereinigungen gut, was schon daraus zu ersehen ist, daß Mitglieder der einen bei Spielen der anderen Rollen übernommen haben.

Die immer mehr wachsenden Ansprüche an Ausstattung und Musik bei den Spielen, die Saalmieten und sonstige Unkosten brachten die Gesellschaft zur Mitte des 18. Jahrhundert in erhebliche Geldschwierigkeiten. Da erhoffte man sich die Rettung des Theaters durch die Benennung des Stadtkindes C. M. Wieland, — das sich schon in der Schweiz einen Namen als Theaterdichter gemacht hatte, — zum Schauspieldirektor. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht ganz, brachte jedoch der Stadt Biberach den Ruhm und die Ehre der ersten Shakespeare-Aufführung in deutscher Sprache ein. Denn Wieland wurde nicht zuletzt durch diese Berufung dazu veranlaßt, ernsthaft an die Uebertragung der Sakespear'schen Werke zu gehen. Unter seiner eigenen Direktion erlebten die Biberacher zwar nur eine Aufführung von Shakespeares „Sturm“ — unter dem Titel „Der erstaunliche Schiffbruch oder die bezauberte Insel“ — zusammen mit einigen Szenen aus dem „Sommernachtsstraum“. Gerade dies letztere Stück war Wieland besonders gut gelungen. So wurde diese Inszenierung ein ausgesprochener Kassenerfolg. Wenngleich der Dichter schon ein Jahr später (1762) die Theaterdirektion bereits an Herrn von Hillern wieder abtrat, so erteilte er doch weiterhin noch den Spielern Unterricht, wohnte den Proben bei und griff dabei wiederholt mit Rat und Tat ein. Als Wieland bereits in Weimar Erzieher der Prinzen geworden war, wurden in Biberach weiter seine Shakespeare-Uebersetzungen gespielt.

Wir können also an Hand der Theatergeschichte der Stadt Biberach über rund 500 Jahre die Entwicklung des deutschen Schauspielwesens verfolgen.

Hans Sayle

Ein badischer Dichter 80 Jahre alt

Der Verfasser des besten und meist gespielten deutschen Krippenspiels, des „Gotteskinds“, Dr. Emil Alfred Herrmann, vollendete am 17. März in Heidelberg sein 80. Lebensjahr. Gebürtig aus Karlsruhe, verband ihn eine lebenslange Freundschaft mit Richard Benz und dem 1942 verstorbenen Dichter Alfred Mombert. Er knüpfte in seinen Arbeiten an das Volkslied, an den Minnesang und an die mittelalterlichen Mysteryspiele an. Bereits 1905 spielte der Heidelberger Hebbelverein sein „Rotkäppchen“. Sein „Gestiefelter Kater“ errang sich 1911 die große Bühne, untermalt von eigener Musik des Dichters. Das „Gotteskind“, nach mittelalterlichen Texten gearbeitet, erschien erstmals 1912. Ihm folgte 1918 „Schneewittchen“ und später das Legendenstück „Gregorius auf dem Stein“. Seine Gedichte und Balladen erschienen 1946 unter dem Titel „Der Wanderer unter der Wolke“.

eb

Auferstehung des Herrn

Aus den „Biblischen Geschichten“ von J. P. Hebel

Es war noch nicht alles am Ende. Der Verheißene kann im Grabe nicht bleiben. Die Verheißung kann nicht sterben. Wie sprach der Herr zu seinen Jüngern? Des Menschen Sohn wird gekreuzigt und getötet werden. Aber am dritten Tag wird er auferstehen.

Der tränenreiche Sabbath war vorüber. Am Sonntag frühe — freundliche Morgensterne mögen am Himmel gestanden sein — im Schimmer der freundlichen Morgensterne gingen einige fromme Frauen, Freundinnen und Verwandte Jesu, ebenfalls mit Spezereien hinaus zu dem Grabe. Sie wollten dem teuren Erblästen auch noch



CHRISTUS, DER GÄRTNER, UND MARIA MAGDALENA

Holzchnitt aus der „Kleinen Passion“ von Albrecht Dürer

die letzte Pflicht der Liebe antun, und ihn einbalsamieren nach der Sitte ihrer Zeit. Unterwegs sprach kummervoll eine zu der andern: „Wer wälzet uns den Stein von dem Grabe?“ Aber wie oft will der schwache Mensch noch sorgen, wann Gott schon gesorgt hat?

Als sie in den Garten kamen, war der Stein schon weggerollt. Das Grab war offen. Es war kein Leichnam mehr darin. Ein Engel saß zur Rechten, gleich einem Jüngling, in einem langen weißen Gewand. Vor seinem Anblick erschrakten die Weiber. Der Engel sprach: „Entsetzet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist nicht mehr hier, er ist auferstanden.“ Ja, er zeigte ihnen die leere Stätte, wo Jesus gelegen war. „Gehet hin“, sprach er, „und sagt es seinen Jüngern. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?“

Der Mensch kann eine große Freude nicht schnell fassen. Ja, die größte Freude selbst ist ein Schrecken. Die Frauen flohen mit Schrecken und Freude aus dem Garten in die Stadt, und verkündeten den Jüngern, was sie gesehen und gehört hatten. Aber die Jünger glaubten ihnen nicht. Die Rede der Frauen war ihnen wie ein Traum. Wiewohl zwei von ihnen, Petrus und Johannes, gingen selbst hinaus zu dem Grab, und fanden es, wie die Frauen gesagt hatten. Die Leinwand, in welche Joseph den Erblästen gewickelt hatte, lag beisammen an einem Ort. Ein Tuch, welches ihm um das Haupt gelegt war, lag nicht bei der Leinwand. Es war besonders zusammengelegt an einem eigenen Ort.

Aber wird sich der Auferstandene nicht selbst erzeigen und seine zweifelnden und trauernden Freunde trösten?

Eine von den Frauen, Maria Magdalena, glaubte nicht anderes, als daß der Leichnam in der Nacht hinweggetragen und an einen anderen Ort gebracht worden sei, und wußte nicht, von wem und wohin. Sie hatte deswegen keine Ruhe in der Stadt. Sie kehrte in den Garten zurück, sie setzte sich zu dem verlassenen Grab, schaute hinein, als sie ihn sehen müßte, oder als ob sie sich zu neuen Tränen stärken wollte, und wartete, bis jemand käme, der ihr sagen könnte, wo der teure Entschlafene läge.

Da stand hinter ihrem Rücken auf einmal eine männliche Gestalt und redete sie an: „Weib, was weinst du? Wen suchst du?“ Maria meinte, es sei der Gärtner. Es war nicht der Gärtner. Fromme Kinder wollen schon vermuten, daß es der Auferstandene war, und haben auch noch kaum das Herz, es recht zu glauben.

Maria sprach zu dem Mann, den sie nicht kannte: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, daß ich ihn hole.“ Es redete sie der Unbekannte mit ihrem Namen an.

„Maria“, sprach er mit sanfter Stimme, und enthüllte ihr sein Angesicht. Es war der Auferstandene, und offenbarte sich ihr, daß er lebe, daß ihn Gott wieder auferweckt habe von dem Tode. Maria schrie mit einem freudigen Erschrecken: „Rabbuni“, d. h. mein Herr. Mehr konnte sie im ersten Augenblick nicht sagen. Als sie aber niederkniete und seine Knie umfassen wollte, wehrte er ihr und sprach: „Rühre mich nicht an! Ich bin noch nicht aufgefahren“, sprach er, „zu meinem Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: —Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott, und zu eurem.“

Wie mag die fromme Maria sich des Auferstandenen gefreut haben, des Lebenden, den sie einen Augenblick vorher noch als tot beweinete.

Den Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen die Freude. Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen. Du hast mein Trauergewand mir ausgezogen und mich mit Freuden umgürtet.

Maria, die getröstete und hocheufreute, eilte zu den Jüngern zurück, und verkündete ihnen, daß sie den Herrn gesehen, und was er mit ihr geredet habe.

Die Pilatuslegende in den Konstanzer Chroniken

Es soll hier nicht der weite Komplex der Pilatuslegende aufge- rollt werden, sondern auf einige Einzelheiten hingewiesen werden, die unsere engere Heimat mit dem Gesamtzusammenhang verbindet.

Ein sich über Jahrhunderte erstreckender weiter Bogen spannt sich von der frühest überlieferten Legendenform von der Bestrafung und dem Tode des römischen Statthalters Pilatus über die zahlreichen Varianten, Veränderungen und Ausweitungen bis zu den in den heutigen Sagensammlungen enthaltenen Fassungen unseres Motivs.

In dieser Unzahl literarischer Belege, die meist in Chroniken, Legendensammlungen, Volksbüchern, Verserzählungen niedergelegt sind, verdienen die in zwei Chroniken unserer Heimat vorkommenden Belegstellen Beachtung. Zum Jahre 1077 erzählt die Chronik von Petershausen, die von 976 bis 1247 reicht, es habe damals das Volk Lieder von dem Herzog Rudolf gesungen, als ob der andere Pilatus wieder gekommen wäre. Ferner wird erwähnt, daß Pilatus in Forchheim geboren sei. Es ist hier von den Anfängen des Pilatus die Rede, ein Legendenzug, der erst 100 Jahre später ausführlicher behandelt wird.

Mit der Pilatuslegende verbindet sich die vom Pilatussee. Der Ausgangspunkt unseres Motivs ist in Italien zu suchen, wo der Pilatussee bei Norcia als ein See geschildert wird, worin Dämonen hausen, denen jährlich ein Verbrecher zum Opfer dargebracht wird. Noch im 14. Jahrhundert erscheint der Pilatussee bei Luzern als Schauplatz ähnlicher Vorgänge. Die Konstanzer Weltchronik vom Ende des 14. Jahrhunderts berichtet: „Tiberius tet auch Py- lato gar we als lang, bisz er sich selber ertotet und in den see bei Luzern geworfen ward“. Unsere Chronik, die aus den Nachrichten des um 1290 in Schwaben schreibenden Minoriten Martin schöpft, nennt den „See bei Luzern“ auf eigene Faust. Folgender Vorgang liegt zugrunde: Am Sonntag nach St. Laurentius des Jahres 1387 mußten vor Schultheiß und Rat der Stadt Luzern die Kleriker Johannes Machofried von Gengenbach, Johannes Brunnollner von Ueberlingen, Nikolaus Bruder von Thurgau und andere Urfelde schwören wegen der Gefangenschaft, in die sie kamen, weil sie versucht hatten, den Gipfel des Frakmont und den Pilatussee bei Luzern zu ersteigen. Ähnliches berichtet auch Johannes Fründ in seiner Weltchronik vom Jahre 1426, die eine Kopie der Konstanzer ist.

Diesen Zug wird man so verstehen müssen, daß ein päpstliches Verbot, den See von Norcia zu nekromantischen Zwecken zu besuchen, bereits in diese Zeit hereinreicht und daß die weltlichen Behörden bemüht waren, diesem Verbot die gebührende Achtung zu verschaffen. Für Luzern werden wir aus der Ähnlichkeit der Vorgänge Ähnliches voraussetzen müssen.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe und auch nicht der Ort, die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge unserer Legende weiter zu verfolgen. Hingewiesen werden sollte mit diesen skizzenhaften Ausführungen, wie zwei immerhin wesentliche Stellen aus Konstanzer Chroniken ein Glied in der großen Kette bilden, die diesen Legendenstoff umspannt.

E. Sch.

Oetigheim und Donaueschingen

Verbunden durch K. Schaubers Passionsmusik

Als wir im frühen, sonnigen Herbst 1948 mit kleiner Gesellschaft von Donaueschingen nach Oetigheim fuhren zum Passions- spiel, als wir das Spiel auf der sonnenüberfluteten Festspielbühne vorbeiziehen sahen, war nicht zu ahnen, daß seine Gestalten, seine Worte, seine Musik und seine Eindrücke einmal in Donaueschingen selbst von der Leinwand her zu uns sprechen würden, wie es jetzt geschah. Es war damals der Tag, als der Gründer der Oetigheimer Volksschauspiele und der Textverfasser des Passions- spiels, Pfarrer Sayer von Oetigheim, in der schmucken Kirche des Kleinbäuerlichen Unterländer Dorfes sein 40jähriges Priester- jubiläum feierte. Gedrängt voll war darum auch der Zuschauer- raum am Nachmittag beim Festspiel. Wenngleich auch von der Klarheit eines sonnigen Tages durchleuchtet, hinterließ das my- sterienreiche Spiel doch tiefe Eindrücke, nicht weniger beim leb- haften Unterländer Volk wie bei den bedächtigen Leuten aus Do- naueschingen und den Baardörfern, die um uns waren. Es bestand seit jener Zeit und schon vorher eine besondere Verbindung zwi- schen Oetigheim und Donaueschingen. Ihr war es zu danken, daß auch in den folgenden Jahren wieder zahlreiche Gruppen aus un-